

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift

Band: 18 (1914)

Artikel: Ein zürcherisches Jubiläumsbuch

Autor: M.W.

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-573912>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Ganz leise kommen die Gedanken ans Ende des Spiels nach dem großen Jubel zurück — nein, es kann nicht abbrechen, es sollte ewig weitergehen — da tritt ein Mann aus der Menge; er reißt die Schweizerfahne an sich, beugt sich über sie und

fügt sie lange, lange ... Da fällt der Bann, das Herz jaucht auf, und man tritt mit einem unsaglichen Glück hinaus in die Stadt und ins Leben, wo uns die gleiche Fahne tausendfach entgegenwirkt.

Eduard Briner, Zürich.

Adolf Frey: Festkantate zur Universitätsweihe in Zürich 1914*).

Diese Kantate wurde der Feierstunde, der sie galt, restlos gerecht, ja, sie tat, als Dichterwerk, von Natur wegen mehr als das: sie lenkte in das von der Stunde ausgelöste hingerissene Gefühl und Schauen den Strom der dichterischen Erleuchtung. Und sie ließ kaum ein Herzentscheidnis der Feiernden ungestellt. Wie es in der Kunst Freys überhaupt geschieht, geben in dieser Kantate Wohlklang und Farbenglanz, musikalische und bildnerische Qualitäten, Lyrik und Epik, Hymne und Ballade, Zürichseelandschaft und Gebirgslandschaft sich Stell-dichein. Die Forderungen der Kantatenform erfüllt Frey umso glücklicher, als sein lyrischer Schwung überhaupt eminent musikalisch ist und Klangfarben, Rhythmen, ja, die Melodie der seelischen Regungen, sowie den Fluss der Kolorite im Sinne der Musik bestimmt und ordnet.

Diese Dichtung folgt allen Wegleitungen Freyscher Eigenart: spricht z. B. Gottfried Keller in seiner Kantate von 1883, einem lyrischen Monolog, vom Aether des täglichen Willens des Volkes, so lädt Frey, der die dramatische Form gewählt hat, das Volk sich selbst äußern, von balladesker Erregung erfaßt, in seine Heldenzeit zurückzuhauen („Wir hören singen und sagen...“) und seinen Willen kundtun, unterm alten Schlachtpanier auch das neue Haus zu schützen, wie es sich einst um Mauern und Türme scharte („Das ist die freie Ritterschaft, die wir auf uns genommen“). Die Dichtung führt das kriegerische Motiv gleich weiter und, der vollendet Kunstdichtung der Kontrastierung gemäß, vom Licht ins Dunkel, vom hochgestimmten Choral in den Trauermarsch: „Zu Kappel schluchzt das Blachgefild“. Die Kappelkämpfer rücken unter Zwingli an, ihre Klage, ihre Treue, ihre Genugtuung („Die Güter, die uns tödlich deuchten, das reine Wort, das freie Wort, sie glänzen bei euch Entfalt fort“) zu verkünden. Der großmütige Gruß, namentlich aber die Klage einer Zeit, die für die reine Lehre und das freie Wort noch den Preis des Blutes forderte, bedeuten für den Fest- und Freudenglanz der Dichtung Freys noch einmal eine Durchseelung. Von der Hervorhebung des äußeren Bildglanzes („Schlingt die Blütenspende um das fürstliche Tor! Heftet sie an die schimmernden Wände!“) durch die Darstellung einer grausen Walstatt nicht zu reden! Es ist ein Zeugnis der Fülle dieser Dichtung, wie im Schlachtgesang der Kappelkämpfer und in der Hymne an die Säle, in denen stillen Flammen brennen, der Tod, mit Größe und Resignation betrachtet, und der angreifende und überwundene Tod einander gegenüber gestellt werden — hier leidenschaftliche, dort sublimierte Lyrik.

Die mächtige Kontrastierung der Bilder, Stimmen und Geschüde reißt auch den Rhythmus mit. Und fast regelmäßig lösen die rhythmisch und klanglich schwelgenden und die dunkel oder in Verklärung ruhenden Partien sich ab. Wahrhaft festlich geschwungen sind die Führungen und Aufstiege der Handlung, die verbindenden Übergänge. Herrlich leitet z. B. von den volkstümlichen Rundgebungen der Kappelkämpfer der sehnliche auf die Kunst und Wissenschaft gerichtete Monolog Zwinglis („O Seelenabsal, zu erlauschen, Was von der kundigen Lippe klingt“) zum Festgesang der Fakultäten hinüber. Und noch ein Beispiel. In der Darstellung einer Gebirgslandschaft, im 13. Stück, gönnt sich die Meisterschaft Freys die volle malerisch plastische Umbildung der Gedanken, die visionäre Gestaltung, den Weg der Phantastiekunst, der Symbolismus: Unter den im vorangehenden Stücke in die Weihestunde entbotenen weiland Ehrendoktoren scheinen Böcklin und Koller die Einladung dazu vorgebracht zu haben. Starken Erscheinungen der Pracht und Tragik folgen solche der Lieblichkeit und Wehmut in zarteren Parallelen. Der Dichter stellt das neue Haus der Wissenschaften und seinen Fernblick mit dem vollen Aufwand seiner Kunst dar. Dahinter zeichnet er, mit den Worten der Ehrendoktoren, den feinen Umriss des Künstlergütli, seine Gartenlust und Tafelrunde unsterblicher. Die Schatten der Künstler schreiten „heilend, segnend“, wie Keller sich einmal ausdrückt, den Glaubensstreitern mit der geschienten Hand als ein Zug ehemaliger Glücklicher nach. Umso ausgesprochener fällt allerdings hier Vergänglichkeitsweh in die Gesamtstimmung der Dichtung. Die Unrede der Fakultäten ist Zwingli übertragen, was sie — Frey erreicht es mit seinen vornehmsten Mitteln — mit aller Inbrunst des Menschen adelt, der für Geistesgüter zu sterben vermochte.

Gedankentiefe und Bildnerkraft haben in der schon genannten grandiosen Hochgebirgslandschaft ihre Einheit gefunden. Sie stellt Entwicklung, Wesen und Wirken und vor allem Größe und Schönheit der geistigen Lebensmächte im Gleichnis dar: die hoch über den Niederungen des Lebens ruhende Kunst, Wissenschaft, Ethik symbolisierend, füllt der Bergsee die von himmelhohen Wänden (Kuhlopenwerk) geründete Schale; bald lächelnd, bald mit krauser Stirne, heilig träumend nimmt er Sonne, Nebel, Stürme wahr, er empfängt und flärt die ihm zueilenden Quellen und wilden Bäche, um sie als „kristalline Stränge“, „Hauche fühlend“, „Bronnen nährend“ fort und fort tief in die Lände weiterzusenden.

Anna Fierz, Zürich.

*) Zürich, Druck und Verlag Art. Institut Orell Füssli (1914).

Ein zürcherisches Jubiläumsbuch.

Mit Bildnis.

Es war wohl einmal so, daß man mit dem Wort „Schweizerisch“ sagte: tüchtig ohne Gepränge, eindrücklich ohne Anpreisung, durch Tat überzeugend, nicht durch Worte überredend. Dann kam es anders, daß man am stolzen Sinn des Wortes zweifeln mußte; aber man war noch ehrlich genug, um es sich einzugeben, und tapfer genug, um den Kampf für die alte Art aufzunehmen, und es zeigte sich, daß man noch dazu taugte. Der Sinn für die alte Tüchtigkeit war noch da, er ließ sich neu wecken, und die nüchterne Abwägung des Neuen sorgte dafür, daß man sich nicht in Antiquitätenrausch und Heimatschubdusel verlor. Den Beweis dafür liefert unsere Landesausstellung, die im Gegensatz zu den vielen in Ultratöntheater ausartenden Weltausstellungen der letzten Jahr-

zehnte sich als eine unverzierte Schau ruhiger, ziessicherer Arbeit prunklos und gediegen darstut.

Recht als eine Probe solch schlichter, im Bewußtsein eigener Tüchtigkeit stolzer Schweizerart erscheint auch die Festgabe, die eine Zürcher Buchdruckerei zu ihrem Jubiläum stiftet. Das Berichtshaus in Zürich, die ehrwürdige Offizin, die durch Herausgabe der ältesten zürcherischen Zeitung und des amtlichen Tagblattes in der Geschichte der Stadt ihre Rolle spielt, feierte am 1. Juli das Jubiläum ihres hundertjährigen Bestehens. Man weiß, wie ausländische große Firmen derartige Feste zu begehen pflegen und wie sie klug die prunkvolle Festgabe zur glanzvollen Reklame auszunützen wissen durch selbstpreisende Darstellung der Entwicklung des groß gewor-

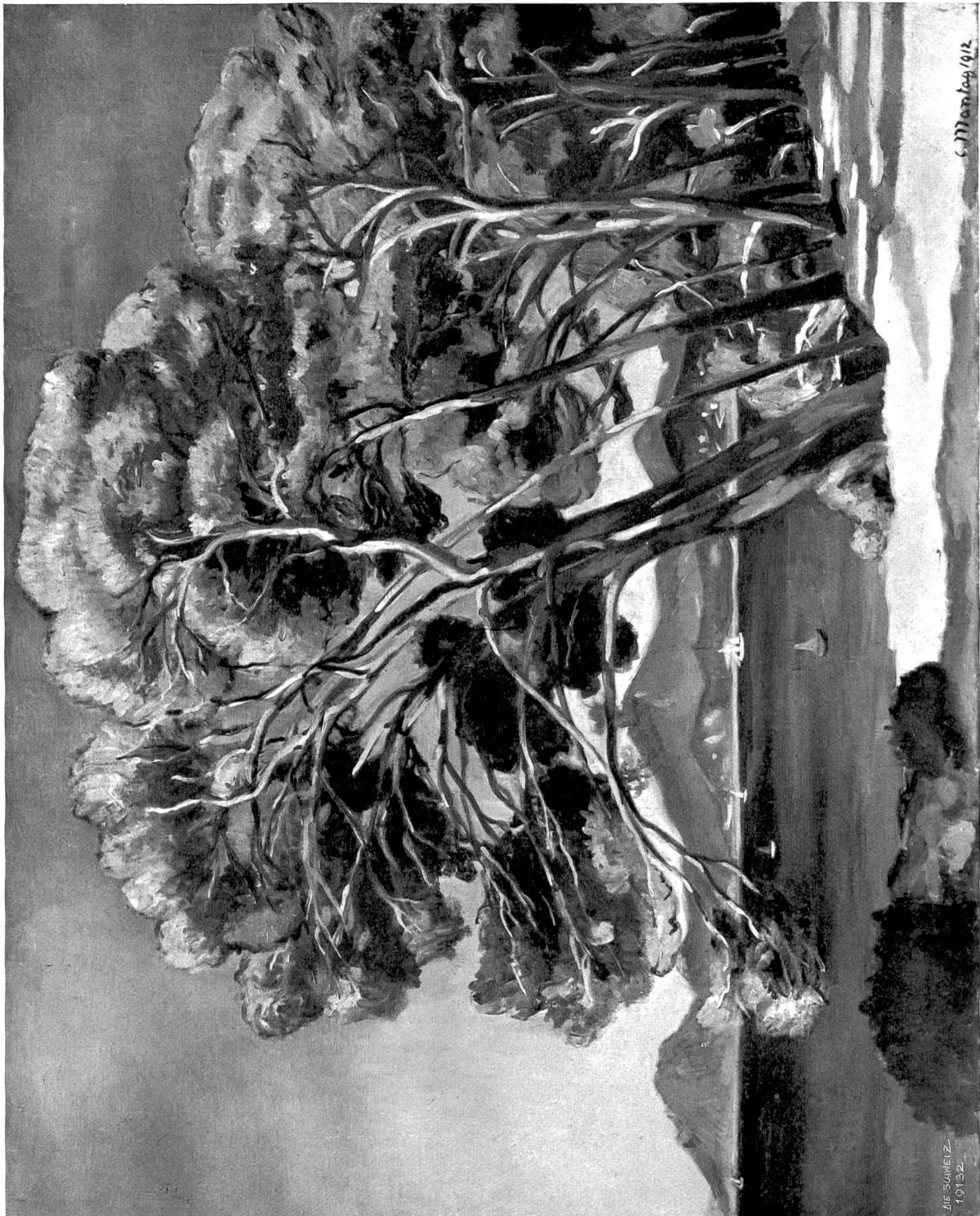
„Montag“

St. Marguerite (1912).

Carl Montag, Winterthur-Paris.

Phot. E. Druet, Paris.

ALFRED MEIER
1932.



denen Geschäftes. Wie anders das Zürcherhaus! Wohl ist seine Festgabe derart, daß sich kaum eine andere an äußerem und innerem Wert mit ihr messen dürfte; aber wer in dem erschienenen ersten Bande des groß angelegten Prachtwerkes „Hundert Jahre, Bilder aus der Geschichte der Stadt Zürich in der Zeit von 1814—1914“ anderswo als in der meisterhaften Ausführung des Buches nach Spur und Ruhm des Berichtshauses sucht, wird es umsonst tun. Weder im Titel irgendwie genannt noch in der Darstellung besonders berücksichtigt, figuriert das Berichtshaus einzig als Herausgeber des Werkes, dem edeln Grundsatz getreu, nicht davon zu reden, was man geleistet, sondern zu zeigen, was man kann, nicht durch Worte, sondern durch Taten zu reden. Und diese Tat ist die wundervolle Ausführung des Buches, das sich mit dem prächtig flaren Schrift in Mediaevalschrift auf Büttenpapier, mit der reichen, zum Teil mehrfarbigen Illustration im vornehm goldgeprägten Bergamentband der Buchbinderei Günther, Baumann & Co. in Erlenbach kostbar darbietet.

Freilich, daß der Offizin zur kostlichen Ausstattung ein nicht minder kostliches Manuskript vorlag, macht den inneren Wert dieser Publikation aus. Es ist heute vor der Doppelforderung strenger Wissenschaftlichkeit und künstlerischer Form nicht leicht Geschichte zu schreiben, zumal wenn es sich um eine Periode handelt, die, noch in blutwärmer Tradition oder gar in persönlicher Erinnerung lebend, der Distanz und Abgeklärtheit entbehrt, und zumal wenn man zu jenen reden muß, bei denen Nachklang und Erlebnis noch in den Köpfen brodelt. Um solch besonderer Aufgabe gewachsen zu sein, bedurfte es eines Autors, der sich in langer Beschäftigung mit den Fragen des öffentlichen Lebens Scharfsicht und Urteil erworben hatte, der Kenntnis der Quellen besaß und Ausdauer, um das Material zu sichten; vor allem aber war ihm eine Objektivität vonnöten, die es ihm ermöglichte, sich über die gewöhnlichen Standpunkte zu stellen. Ein solcher Mann fand sich in der Person des derzeitigen Redakteurs der „Freitagszeitung“ S. Zurlinden, eines mit zürcherischen Verhältnissen lange vertrauten Berners. Mit echt bernischer Ruhe und Konzentration und der rechten Liebe zur Sache hat er sich an die schwierige Aufgabe gemacht, hat den dispersen Stoff mit kraftvoller Hand bewältigt und ihn dermaßen zu gestalten und darzustellen ver-

standen, daß es eine Lust ist, in dem lebensvollen Buch zu lesen. Denn noch über eine andere seltene Gabe verfügt dieser Mann: er weiß populär zu sein in einer vornehmen, großzügigen Weise, ohne jegliche popularisierende Schnörkel, allein durch die vernehmliche und eindringliche Art der Darstellung. Die Sprache ist von außerordentlichem Reichtum und gönnt dem lebhaften Temperament des Autors wie dem vielgestaltigen Stoff den entsprechenden Ausdruck. In schöner epischer Breite wird das Geschehen dargestellt, mit dialektischer Schärfe werden Verhältnisse aufgerollt, Fragen auseinandergelegt; im Drang der Ereignisse aber kann sich diese Sprache zu wahrhaft dramatischer Kraft und Größe erheben. Und immer ist sie anschaulich und reich an Bildern, und immer vermittelt das Bild den Begriff. Man sehe etwa, wie Zurlinden die Verzwicktheiten des Strafhandels zu durchleuchten versteht, wie er das traurige Drama des Zürcherputzches aufbaut, wie er sachlich objektiv und doch mit herzlopfendem Anteil Wurzel und Wirkung bloslegt, oder man lese seine farbenreichen Bilder aus dem Sonderbundskrieg. Am kostlichsten aber tritt seine Eigenart und die gestaltende Kunst vielleicht dort zutage, wo er Menschen schildert. Wie er etwa den warmherzigen, kaltblütigen Oberst Eduard Ziegler zeichnet und ihn uns durch ruhige Darstellung, ganz ohne gesteigerte Worte als Held zu zeigen vermag, das ist ein historiographisches und literarisches Meisterstück, und meisterlich auch weiß er uns problematische Gestalten nahezubringen wie etwa Alfred Escher, den despötzischen Demokraten, den ungekrönten König von Zürich.

Der vorliegende, nahezu 400 Seiten starke Band bewältigt die erste Hälfte des verflossenen Jahrhunderts; nach seiner Kenntnis wird man mit Spannung den angekündigten zweiten Band erwarten. Wir werden dann wieder auf diese prächtige Zürcherpublikation zurückkommen und hoffen, gelegentlich unsern Lesern auch einige der reizenden Altzürcher Bilder in Farbendruck vorlegen zu können. Heute möchten wir auch weitere Kreise auf das Werk aufmerksam machen, dem nicht allein auf zürcherischen Bücherregalen ein Ehrenplatz gebührt. Wir tun dies, trotzdem „Die Schweiz“ in Felix Hemmerlins „Grünen Schloß“ mit „Freitagszeitung“ und „Tagblatt“ zusammenwohnt und trotzdem die Blätter unserer Zeitschrift durch die Maschinen der Buchdruckerei Berichtshaus laufen. M.W.



Redakteur S. Zurlinden
(Phot. G. Wolfgruber, Zürich).

Von der Archäologischen Sammlung der Universität Zürich.

Mit drei Abbildungen nach photographischen Aufnahmen von Bernh. Jos. Biese, Zürich.

„Hier stand ich nun, den wundersamsten Eindrücken ausgesetzt, in einem geräumigen, vierseckten, bei außerordentlicher Höhe fast kubischen Saal, in einem durch Fenster unter dem Gesims von oben wohl erleuchteten Raum: die herrlichsten Statuen des Altertums nicht allein an den Wänden gereiht, sondern auch innerhalb der ganzen Fläche durch einander aufgestellt, ein Wald von Statuen, durch den man sich durchwinden, eine große ideale Volksgesellschaft, zwischen der man sich durchdrängen mußte...“ Ein wahrer Statuenwald, wie er den jungen Goethe zu Mannheim überrascht, ja eigentlich überwältigt hat¹⁾, erfüllt nun auch den zentralen Lichthof der neuen Zürcher Universität, in dem erst kürzlich noch der

erhebende Alt der Weihe vor sich ging, gipflnd in Adolf Freys edler Festkantate, und dem auch wir unlängst erst in dieser Zeitschrift uneingeschränktes Lob gezollt²⁾. Und so hat denn endlich die reiche Archäologische Sammlung der Universität Zürich ein ihrem Umfang gemäßes Heim gefunden; die bedeutendste Sammlung von Gipsabgüssen in unserem Lande (und auch gar manche auswärtige Hochschule verfügt nicht über einen gleichermaßen fast lückenlosen Besitzstand), hat sich nun ausbreiten dürfen über weite Räumlichkeiten an der Westseite des neuen Kollegiengebäudes. Außer dem Lichthof mit seinen imponierenden Verhältnissen (19,85×41,07 m Bodenfläche) dienen als Sammlungsräume die einige Stufen tiefer liegende „Große Halle“, die an der Westseite des Lichthofs von Nord

¹⁾ Vgl. „Dichtung und Wahrheit“ B. XI (gegen den Schluß) und dazu auch „Weiterer Aufenthalt in Rom“, April 1788 im „Bericht“.

²⁾ s. o. Heft IX S. 211.